



Das Haupthaus des Kinderheims Martinsbühel bei Zirl birgt auch eine eigenartige Gipskulptur, die ein ehemaliger Pater angefertigt hat

HEIMERZIEHUNG

Am Tatort

Das Leben im Kinderheim ist vielen Betroffenen schmerzlich in Erinnerung geblieben. Eine Gruppe Frauen begegnete bei einer Begehung des ehemaligen Heims Martinsbühel ihrer Vergangenheit.

Das Hauptgebäude des ehemaligen Kinderheims Martinsbühel bei Zirl hat eine merkwürdig kalte Ausstrahlung, selbst wenn man die unselige Vergangenheit dieses Ortes nicht kennt. Im Schatten des Steinhauses trifft sich Ende April eine Gruppe von Frauen, um eine Besichtigung der seit Langem leerstehenden Gebäude vorzunehmen. Die Gruppe eint vor allem das gemeinsam Erlebte, waren sie doch allesamt bis in die 1980er Jahre hinein hier als Kinder und Jugendliche im Heim untergebracht. An diesem Tag wollen sie bewusst jenen Ort noch einmal sehen, mit dem sie so viel Leid, Schmerz und Demütigung verbinden.

Die Begrüßung untereinander fällt herzlich aus, man umarmt sich, neckt sich mit dem damaligen Spitznamen, viel Gelächter liegt in der Luft. Doch auch Verunsicherung ist zu spüren, Angst vor der Konfrontation mit dem Erlebten. Deshalb sind bei der Begehung auch zwei Psychotherapeutinnen dabei, um Retraumatisierungen entgegenwirken zu können. Mit besonderem Hallo begrüßt die Runde den Historiker Horst Schreiber, der

sich als Erster im Land für ihre Schicksale interessiert hat und die Geschichte der Tiroler Erziehungsheime in seinem Buch „Im Namen der Ordnung“ einer ersten historischen Aufarbeitung unterzogen hat. Schreiber war es auch, der die Begehung von Martinsbühel auf Wunsch der Betroffenen organisiert hat. In Gesprächen mit Claudia Schwaizer von der Ombudsstelle der katholischen Kirche wurde der Termin schließlich fixiert, als „Aufpasser“ vor Ort fungierte Oswald Stanger, pensionierter Leiter des Bischöflichen Schulamts der Diözese Innsbruck.

Die Führung beginnt damit, dass die ehemaligen Heimbewohner eine Erklärung unterschreiben müssen, dass sie im Falle eines Unfalls selbst dafür die Haftung übernehmen müssen. Das passt der Gruppe gut ins Bild, denn dass niemand für sie Verantwortung übernimmt, das hat sie das Leben von klein auf gelehrt. Dann berichtet Oswald Stanger kurz über das Schicksal jener Nonnen, die damals im Kinderheim tätig waren. Bis auf drei sind alle gestorben, der Tod jeder einzelnen wird von den Frauen mit demonstrativer

Genugtuung quittiert. Es ist klar, für Differenzierungen ist heute der falsche Zeitpunkt und der falsche Ort. Noch deutlicher wird das, als eine der Frauen schüchtern einräumt, dass nicht alle Nonnen gleich schlecht gewesen seien. Das ist zweifelsohne richtig, dennoch wird die „Abweichlerin“ von den anderen streng zur Raison gerufen und eindringlich an zahlreiche Misshandlungen erinnert, die sie damals erdulden musste. Kleinlaut räumt die Frau schließlich ein, dass das Schlimme doch überwogen hat, und die Gruppe ist wieder ganz auf Linie.

Als Erstes wollen alle den Gipskopf sehen, der im großen steinernen Haupthaus immer noch existiert. Ein Pater P. hat die unförmige Skulptur einst in seiner Kemenate angefertigt, sie soll das Antlitz Jesu vom Turiner Grabtuch darstellen. Die Frauen stehen um den Kopf herum und die Erinnerungen werden wach: „Den hat er nur gemacht, damit der uns in sein Zimmer locken kann.“ „Genau, dann haben wir uns auf eine Art Schemel stellen müssen, damit wir den Kopf besser sehen können. Und dabei hat uns der Pater P. dann immer seine Hände unter den Rock geschoben.“ Das schallende Gelächter der Frauen vermag die Schamgefühle von damals nur bedingt zu übertünchen. „Mir hat immer so gegraust vom P.“, sagt eine und schaut, dass sie schleunigst aus dem Raum hinauskommt.

Viel haben die Frauen damals mit dem großen Haupthaus nicht zu tun gehabt, allenfalls Küche und Waschküche durften sie zum Arbeiten noch betreten. Ihr Leben hingegen hat sich in den anderen Gebäuden des Heimkomplexes abgespielt. Beim Betreten

Fotos: Hans Weiss (2), Zimmermann (3)



Im leeren Heim findet sich eine verlorene Spielkarte. Es ist ausgerechnet der „Hans im Glück“

eines dieser Aufenthaltsräume mag sich ein Unkundiger gar nicht vorstellen, dass hier einmal fünfundzwanzig Kinder und mehr untergebracht waren. Fünf mal fünf Meter misst der Raum, zwei Fenster, eine Tür, immer alles abgeschlossen. Vollgeräumt mit Tischen, Sesseln und anderen Möbeln war kaum ein Platz zum Durchgehen vorhanden. „Aber in der Mitte war immer ein bisschen frei“, sagt eine der Frauen. „Damit wir zur Strafe knien konnten. Und weil Knien allein den Nonnen zu wenig war, mussten wir dabei einen Stuhl hochhalten.“ Mehr und mehr kommen jetzt die Misshandlungen zur Sprache. „Mei, was sind wir da herinnen geschlagen worden. Für nichts und wieder nichts. Die Nonnen waren so herzlos, die haben uns Kinder einfach nicht mögen.“ Es klingt nicht einmal traurig, sondern nur wahr. Eine Frau erinnert sich: „Zu mir hat eine Nonne geschrien: Du wirst wie deine Mutter als Hure ins Leben hinausgehen. Ich hab nicht gewusst, was eine Hure ist, sondern hab mir nur vorgestellt, endlich ins Leben hinausgehen. Verstehst du? So mit Binkerl am Rücken, Wanderschuhen und einem Sonnenschirm in der Hand. Einfach nur hinausgehen ins Leben.“ Ihr Blick wird noch eine Spur trauriger und ist wie in weite Ferne gerichtet: „Da an diesem Fenster bin ich oft stundenlang gesessen, hab hinausgeschaut und gehofft, dass irgendeine Pflegefamilie kommt und mich hier rausholt.“

Die Frauen verteilen sich im weitläufigen Haus, sind einzeln unterwegs oder in kleinen Gruppen. Die Erinnerungen lauern an allen Ecken und Enden. In der Küche: „Mei, was haben wir immer für einen Hunger gehabt!“

Im Waschraum: „Weißt noch, wie unsere Zahnbürsten nach einem Jahr ausg’schaut haben?“ Im Schlafraum: „Hier ist die terische Schwester C. gelegen und hat nix mehr mitgekriegt, wenn wir Halligalli gemacht haben.“ Bei einem der vielen Fenster: „Hier ist die M. runtergesprungen – sie wollt‘ unbedingt nach Innsbruck. Ist mit einem mordstrumm Gipshaxen zurückgekommen.“ In einer leeren Ecke: „Da ist das senfgelbe Sofa gestanden, auf der Lehne der alte Volksempfänger. Wenn ich einmal ‚Radio Gaga‘ von den Queen zu laut aufgedreht habe, dann hat’s wieder Schläg‘ gegeben.“

Queen lässt aufhorchen, ist plötzlich so etwas wie ein klarer Ankerpunkt im nebelig trüben Unvorstellbaren. Queen – „Radio Gaga“ – ein sehr deutlicher Hinweis darauf, wie wenig lange das alles erst her ist. Auch wenn vonseiten der Verantwortlichen heute gern so getan wird, als hätte man mit den „Praktiken schwarzer Pädagogik von damals“ nichts zu schaffen. Als wären die unsäglichen Erziehungspraktiken irgendwann zu Zeiten der napoleonischen Kriege üblich gewesen und nicht bis vorgestern.

Die Gruppe verläuft sich, findet sich, verliert sich wieder. Eine Frau stöhnt: „Mei, lass‘ mich bitte allein. Mich frisst es grad so in den Raum da hinein, ich komm gar nicht mehr raus.“ Später trifft man sich auf der Außentreppe und sie lacht schon wieder: „Schau“, sagt sie und deutet auf einen Platz zwischen zwei Autos: „Da hab ich als Sie-

benjährige zum ersten Mal meine leibliche Mutter gesehen. Welche ist es denn, hab ich die Klosterschwester fragen müssen, denn es sind ein paar Frauen zusammengestanden.“ Dann deutet sie in eine andere Richtung: „Und da hab ich meinen Vater zum ersten Mal gesehen, a Wahnsinn, oder“, sagt sie und versteckt ihre Traurigkeit erneut hinter herzlichem Lachen.

Im Haus ruft plötzlich eine Frau aus: „Dieser Geruch! Das gibt’s nicht! Derselbe Geruch wie damals.“ Andere Frauen bestätigen das sofort und man findet sich im Schlafraum von Pater P. wieder, dem mit dem Gipskopf. „Man sollte es ja gar nicht sagen, weil es ein schlechtes Licht auf uns wirft. Hier beim Pater im Zimmer haben wir uns unsere ersten Zigaretten verdient. Einfach nur den Rock heben und den geilen Bock ein bisschen schauen lassen.“ Und als wäre dafür eine Entschuldigung nötig, fügt sie an: „Tja, so war das damals. Wir waren nichts wert und jeder hat mit uns tun und lassen können, was er wollen hat.“

Bei einem letzten Rundgang durch einen der Aufenthaltsräume findet eine der Frauen in einer Ecke eine Spielkarte. Sie muss einst verlorengegangen sein – es ist augerechnet der „Hans im Glück“. Verlorenes Glück, eine fast schon unerträgliche Metapher an diesem Ort. Nach zwei Stunden Besichtigungstour sind die Frauen offensichtlich ziemlich erschöpft. Körperlich und seelisch. Treppauf, treppab sind sie durchs Gebäude gelaufen, eine Achterbahnfahrt auch der Gefühle. Lachen und stille Einkehr, zynisch-fröhliche Erinnerung und schmerzhaft Rückblicke wechseln im Minutentakt.

„Die Nonnen waren so herzlos – die haben uns Kinder einfach nicht mögen.“

Eine ehemalige Bewohnerin

Ganz zum Schluss geht die ganze Gruppe noch gemeinsam zum Sportplatz. Auch hier überall Erinnerungen, die Bäume sind dieselben, die Schaukeln und das Klettergerüst auch. Die Bänke stehen noch am selben Platz und natürlich ist auch der Ausblick in die Umgebung der gleiche. Die Stimmung ist erstaunlicherweise nicht niedergeschlagen, alle lachen und zeigen sich gegenseitig die Fotos ihrer Kinder und Enkel, tauschen Adressen aus. Man bleibt in Kontakt, natürlich. Denn man hat eines gemeinsam, wie es eine der Frauen für alle auf den Punkt bringt: „Sie wollten uns echt fertig machen, die Hexen damals. Aber jetzt sind die alle tot und wir sind noch da und leben. Und nur das zählt.“

Gernot Zimmermann